

Zu den Bildern von Gottfried Herzig

Autor(en): **M.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wellenförmig auf- und abschwankend — rasch wechselnde Stimmung, „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“; die Zeilen am Ende tief heruntergezogen — melancholische Grundstimmung, Kleinmut, Resignation . . . Das alles gibt ein sehr unklares, verschwommenes und doch eigenartig anziehendes, rätselhaftes Bild. Ein Charakter, der mich interessieren würde . . .“

„Du,“ unterbricht ihn Karl, „ich glaube, wir verlieren damit unsere schönsten Tagesstunden. Wenn wir die Berge noch genießen wollen, müssen wir vor Sonnenuntergang auf dem Gipfel sein. Die Rätsel dieses Buches können wir doch nicht jetzt auf der Stelle schon lösen. Dazu braucht es Zeit. Hoffentlich gibt uns die Schrift eine ganz gute Lektüre für den Abend. Dann, nach vollbrachter Tat in der traulichen Hotelstube, lasse ich mir's gerne gefallen. Vielleicht ist's das Testament eines originellen Bergtravlers, vielleicht bloß ein launiger Touristenult! Aber jetzt, nicht wahr, vor den toten Buchstaben kommt das lebendige Leben . . .“

Er hat sich auf den Felsblock gestellt; aber der Jauchzer, den er talabwärts schmettert, klingt diesmal nicht so übermütig froh wie sonst. Der liegengeliebene Bergstock und das geheimnisvolle Tagebuch haben doch allerlei grübelnde Gedanken erweckt, Fragen, auf die kein Mensch antwortet, zu denen die Berge als stumme Zeugen ewig schweigen werden.

Draußen erlischt der letzte Tageschein. In der Ferne stehen wie schwarze und weiße Gespenster die Berge überirdisch groß im blassen Sternenschein. Dann und wann zieht ein Nebelstreif langsam vor den Fenstern vorbei. Durch die niedrige Stube des Faulhornhotels weht behagliche Wärme. Die geschäftige dicke Wirtin hat den späten Gästen zulieb frisch eingeheizt;

denn hier oben ist's auch an Sommerabenden so kalt, wie dort unten im tiefsten Winter. Das macht der schmelzende Schnee und die Nähe der Gletscher.

Jetzt räumt die Wirtin den Tisch ab, an dem die Fremden gespeist haben, und verschwindet darauf mit starken Schritten in der Küche. „Wie mag diese Riesendame nur da heraufgekommen sein?“ Ueber diese Frage zerbrechen sich die zwei schlanken Fremden ebenso erfolglos die Köpfe, wie alle Bergsteiger, die das Faulhorn besuchen. Gottlob ist sie da und kocht, daß man zeitweilig bei ihr zu Gast sein möchte. Gesättigt, erwärmt und in wohliger Müdigkeit dehnen sich die jungen Alpinisten auf der Fensterbank und tun von Zeit zu Zeit einen träumerischen Blick in die nächtliche Bergwelt hinaus.

Friz fährt auf einmal, sich erinnernd, zusammen, greift in die Brusttasche seiner Ledersoppe und holt das Portefeuille, den Fund vom Hinterberg, heraus.

„Du, nun können wir in Ruhe das Tagebuch lesen! Nicht?“

Er schiebt die Lampe näher und wendet die feuchten Blätter um. Sein Freund sieht ihm über die Schulter, und so durchgehen sie, eng zusammengedrückt, das Dokument von unbekannter Hand mit den vielfach unterbrochenen Bleistiftnotizen. Als wäre es eine Botschaft aus dem Jenseits, so starren die jungen Männer, immer gespannter werdend, auf die sonderbar verschönderten Zeichen. Ueber zwei Stunden sitzen sie schweigend da, nicht das Kommen und Gehen der Wirtin, auch nicht das zeitweilige Rumoren des Wirtes im Nebenraum bemerkend. Die blassen Schriftzüge nehmen ihr ganzes Denken in Anspruch. Einer wendet langsam die Seiten, während ihm der andere fast atemlos lesend über die Schulter blickt.

(Fortsetzung folgt).

Zu den Bildern von Gottfried Herzig.

Eigentlich bedürften die Bilder des Berner Künstlers hier keiner Einführung mehr, ist doch Gottfried Herzig ein alter Bekannter der „Schweiz“. Im Sommer 1905 haben wir dem Werke des damals noch wenig bekannten Malers eine besondere Nummer gewidmet*), die ein einigermaßen vollständiges Bild von der Art und den Zielen seiner Kunst gab. Es ließen sich damals in seinem Schaffen zwei scheinbar heterogene Linien verfolgen, eine heimatgetreue, bodenständige schlichte Kunst und eine allegorisch symbolisierende, nach großen Gegenständen und erhabenem Ausdruck ringende. Freilich diese Verschiedenheiten lagen eigentlich fast nur im Stofflichen. Die Kunstweise war hier wie dort dieselbe tüchtige, strenge, Wirklichkeitsstreue, allen Phantastereien abholbe. Was wir nun aber seither von Herzigs Werk zu Gesicht bekamen — einiges davon wurde auch durch unsere Zeitschrift vor das Forum der großen Öffentlichkeit gebracht**) — scheint zu zeigen, daß der unablässig strebende, von heiligem Willen erfüllte Künstler



Gottfried Herzig (Phot. C. Ruf, Basel).

sich mehr und mehr von dem Reich der Lockungen und Klippen, der Unklarheiten entfernt und sich von der symbolisierenden zur gegenständlich lebendigen Kunst wendet. Dadurch aber stellt sich Herzig auf denjenigen Boden, in dem seine eigenste schlichtstarke, trozige Art wurzelt und damit auch die Kunst, in der ihm Schönestes zu schaffen gegeben ist. Nicht aus ästhetischer Anschauung allein kennt Herzig die Natur. Aus häuerlichen Verhältnissen hervorgegangen, auch heute noch dem Beruf des Landmannes nicht fremd, ist er mit der Natur, in der er gelebt, mit der er gerungen hat, aufs innigste vertraut. Er kennt und liebt sie in all ihren Ausprägungen und Lebensformen und versteht sie wie ein Angehöriges. Seine Landschaftsbilder erzählen genugsam von diesem intimen Naturempfinden. Ob er nun den Blütenprunk einer Frühlingswiese schildert, ob er von der Herrlichkeit eines weiten durchsonnten

Sommertages oder von der weichen Schönheit eines Juniabends erzählt, wenn See und Himmel im letzten Sonnengruß erglänzen, oder ob er von der lautlosen Einsamkeit eines verhängten Wintertages redet — immer ist es, als ob wir die Stimme der Natur selber vernähmen, unmittelbar und eindringlich, sodas man

*) Vgl. „Die Schweiz“ IX 1905, 340 ff.

**) Vgl. „Die Schweiz“ X 1906, S. 247 und 417; XI 1907, S. 40/41, 275 ff., 279.



Gottfried Herzig, Bielefeld. Mädchenbildnis.

über dem Bilde beinahe den Maler vergißt. Ja, fast möchte man sagen, daß Herzig seine Eigenart derjenigen des Gegen-

standes unterordnet, dessen charakteristisches Wesen lauter vernehmlich wird als die Individualität des Künstlers.

Diese liebevolle Hingabe an den Gegenstand gibt dem Künstler eine ganz besondere Befähigung für das Bildnis. Die Porträte der fünf Geschwister, die wir heute bringen, sind dafür ein lebendiges Zeugnis. Wie vorzüglich hat es Herzig hier verstanden, trotz dem stark hervortretenden gemeinsamen Familienzug die Eigenart jedes einzelnen der Kinder zur Geltung zu bringen, sodaß im unfertigen Wesen schon die Individualität des einstigen reifen Menschen fühlbar wird! Dieses sichere Erfassen des Charakteristischen lassen auch die Schwarzweiß-Reproduktionen erkennen, obschon ihnen ein Wichtiges fehlt, die ungemein feine Abstufung in der Gebung des Inkarnates, das bei den fünf blonden Kindern so sehr ähnlich ist. Nur eine ganz feine Charakterisierungskunst ist imstande, derartig intime Nuancen zu erfassen und wiederzugeben. Ueberhaupt sind diese Bilder von einer ungemein glücklichen Farbigeit und einem erfreulichen Zusammenstimmen. Obschon jedes der vier für denselben Raum bestimmten Gemälde seine eigentümliche Farbgebung hat, klingen doch alle in einem vollen und angenehmen Akkord zusammen, dessen Dominante ein helles und freudiges Blau ist, das bald breit und kräftig, bald discret und zart auftretend die verschiedenen Bilder verbindet.

Das streng und ernst erfaßte Herrenbildnis, das wir den anmutig frischen Kinderbildern anreihen, zeigt Herzigs tüchtige Weise wieder von einer andern, nicht minder vorteilhaften Seite.

Als wir das letzte Mal von Gottfried Herzig sprachen, war auch kurz von dem Leben des schwerflüssigen Berners, der sich aus eigener Kraft zum Künstler emporgekämpft, die Rede. Zu den spärlichen Angaben von damals mag heute das Porträt Herzigs ergänzend hinzutreten. Der festgefügte Kopf mit den verschlossenen und trockigen Zügen und der kräftige eigenwillige Nacken sagen, daß wir es hier mit einem Menschen zu tun haben, dem seine Malerei kein angenehmes Spiel bedeutet, sondern eine strenge ernste Arbeit, ein heißes zielbewußtes und zielstärkeres Ringen.

M. W.

Aus dem alten Laufenburg*).

Jetzt, wo es zu Ende geht mit dem Bild des alten Laufenburg, jetzt bringen es Maler und Photographen in aller Augen. Immer wieder begegnet man dem Bild der Schönheit, das nun fallen soll vor den Mächten der neuen Zeit, Mächten, die, wo sie so wirklich groß sind, auch ihr Recht haben, die Zeiten und ihr Aussehen zu wandeln. Mancher geht jetzt noch und schaut und bringt einen unbergeßlichen Eindruck heim von der alten Waldstadt überm Strudel des Laufens. Und doch ist, was heute zu sehen, nur noch ein bescheidener Nest von dem großartigen Bild, das Menschenhände über dem imposanten Werk der Natur geschaffen. Nun diese selbst, die in Ewigkeit über dem Erstehen und Wiederergehen der Menschenwerke als Zeuge zu bleiben bestimmt scheint, nun diese selbst Platz machen soll, wird sie erst recht zum Beispiel der Vergänglichkeit aller Dinge. Wenn erst einmal Elektrizitätswerk und Rheinschiffahrt ein neues Laufenburg geschaffen, wenn, wie in all den verschlafenen Bodensee- und Oberrheinstädten und -städtlein auch hier ein neues Leben triumphiert und seine Tage feiert in einem jungen und neuen Laufenburg, dann sind die Tage der idyllischen Reize des Oberrheins überhaupt gezählt, dieses Oberrheins, der lange nicht so gefeiert war, wie im Unterland der grüngoldene Strom in stolzen Männerjahren, und doch in seiner stillen Pracht vom Untersee zum Basler Knie allzeit und immer mehr bezauberte, dankbare Vertraute an sich zog. Dann mag so manches laufschige Nest sich verwandeln oder verschwinden. Das frische Leben wird eine andere Schönheit haben, und Kinder einer andern Zeit werden sich ihrer freuen. Wir aber, die noch das alte gewohnt waren und seine

malerische Schönheit lieb hatten, möchten gern noch in den Augen bewahren, was es noch aufzunehmen gibt. Und im Besitz des heutigen Anblicks vermögen wir noch zurückzuträumen in die Tage und Bilder, deren Reste er gibt.

So heißen wir einen Sang aus dieser Waldstadt willkommen, der uns erzählt, wie damals alles ausgesehen hat, das ganze Bild in uns aufrichtet. Das ist mehr gewesen als ein Idyll, ein Bild — und nicht bloß ein Bildchen! Unser Sängler hat am Ufer des Rheinstrudels gesessen und seine Sprache zu verstehen gesucht. Ihm singt und klingt er heitere und trübe Geschichten, die sich über ihm abgespielt haben, in Menge. Er singt uns wieder. Von der stolzen Burg, die der Schloßberg trug, und von der Burg Ostringen gegenüber, „Istrecht über der Stromschnelle“, über der „minderen“ Stadt thronend, sodaß der ganze Laufens wie ein einziges Burgtor sich ausnehmen mochte oder wie ein kunstreicher Riegel zwischen dem Schwarzwald und dem Jura.

Fritz Wernli hat uns diesen Schwarzwaldsang geschenkt. Die „Wirrnisse, eine Erzählung aus dem süddeutschen Bauernkrieg,“ sind bei Sauerländer in Marau erschienen.

Ohne uns irgend zu beschweren, hat er seine Dichtung auf dem Boden solider historischer Vertrautheit aufgerichtet. Wir sind vom ersten Ausgang an vertraut mit den Burgleuten von Bieladingen und Ostringen und mit dem dicken Statthalter Oesterreichs auf der alten Laufenburg. Wir sind mit eins mitten drin im Matsch und Betrieb des Brückenstädtleins, wir haben in aller Flüchtigkeit eine lebendige Bekanntschaft mit

* Vgl. „Die Schweiz“ VIII 1904, 524 f.